

1. Kapitel

Dieser Tag und ich ... keine gute Basis für eine bleibende Freundschaft. Nichts deutete darauf hin, dass sich mein ruhiges Leben von Grund auf ändern sollte. Mama hatte mir schon seit frühester Jugend eingebläut, dass unnötige Hektik direkt nach dem Erwachen den gesamten Tagesablauf vorherbestimmen würde, und ich mit einer entsprechenden Ruhe und Zurückhaltung sogar einem Infarkt wirksam vorbeugen könnte.

Vorsichtig öffnete ich ein Auge, um befriedigt festzustellen, dass mein Biorhythmus exakt wie ein voreingestelltes Uhrwerk funktionierte. Perfekt, es war sechs Minuten vor Sieben. Mit dem Zweiten registrierte ich, dass sonnenangereichertes Tageslicht durch die Schlitzlöcher der Jalousie drang. Der erwachende Morgen begrüßte mich, den unermüdlich werkelnden Angestellten der örtlichen Finanzbehörde, auch heute mit all seiner Pracht. Genüsslich gähmend reckte ich die steifen Glieder. Meine Fingerspitzen berührten das samtweiche Fell der besten, allerdings auch einzigen Freundin. Bienchen, die Plüschbärin, saß wie immer am Kopfende, denn sie hatte sich zur Aufgabe gemacht, in der Nacht den Schlaf ihres Herrn und Gebieters zu bewachen.

Nach dem obligatorischen dicken Kuss auf ihr Schnäuzchen hockte ich mich abwartend auf die Bettkante. Mama hatte davor gewarnt, mich allzu schnell zu erheben. Sie meinte, dass mein Blut schließlich Zeit benötigt, um sich gleichmäßig im Körper zu verteilen ... zumindest so ähnlich. Den geübten Slalom um das Bügelbrett am Bettende und die Schuhberge im Dielenbereich schaffte ich unfallfrei, das war reine Routine. Mit noch halb-geschlossenen Augen tastete ich vorsichtig nach dem Toilettendeckel. Die Blase wurde, begleitet von einem erlösenden *Aaah*, vom übermächtigen Druck befreit. Als ausgebildeter Sitzpinkler konnte ich Urinspritzer in der Toilettenumgebung vermeiden, die so manche Ehefrau sicher zur Weißglut trieben. Mama hatte mich einmal stehend erwischt, was dazu führte, dass sie mich das Bad wischen ließ ... eine ganze Woche lang.

Geschickt bückte ich mich unter dem vor-stehenden Kleiderhaken der Garderobe durch und erreichte ohne Blessuren die Küche. Der Geruch abge-standener Essensreste, die in Töpfen und auf Tellern dem möglichen Reinigungsprozedere entgegensahen, schlug mir entgegen. Jahrelanges Training der Nasenschleimhäute erstickte den aufkommenden Würgereiz im Keim.

Während ich mein Müsli löffelte, das am heutigen Tag einen hohen Nussanteil enthielt, ließ ich den neuen Tag im Geiste ablaufen. Für den Vormittag hatte ich mir Freistunden genommen, um dringende, private Angelegenheiten zu erledigen. Dienstbeginn war also erst um dreizehn Uhr. Heute Morgen war Stufe eins der Körperpflege angesagt, zu der unter anderem das Zurückschneiden der Fußnägel und der Augenbrauen anstand. Danach Geld von der Bank holen, Blumen kaufen und nach der Arbeit das Traum-Finale: Abendessen mit Verena. Ich musste nicht lange nachdenken ... nein, es war mein erstes Date.

Als sie sich gestern einen kleinen Prüf-Schraubendreher auslieh, überraschte sie mich mit der Einladung. Sie ließ sich nicht dazu überreden, die Serienschaltung der Dielenbeleuchtung einem ausgebildeten Elektriker zu überlassen. Ich konnte mich nicht anbieten, da für mich das Arbeiten am Stromnetz mit Todessehnsucht gleichzusetzen war. Aber solche Kleinigkeiten erledigte Frau selbst, war ihre Devise ... Hochachtung. Die Zaubermaus Verena wohnte seit zwei Wochen eine Etage unter mir. Seitdem saß ich des Öfteren in der Küche und starrte auf den Fußboden, so als könnte ich durch die Decke sehen. Im Geiste sah ich sie genau unter mir sitzen, das Gemüsemesser geschickt über die festkochende Grata-Kartoffel führend, und vergnügt Wolle Petrys Erfolgshit *Der Himmel brennt* summend.

Bisher hatte ich nie den Mut gefunden, sie anzusprechen, obwohl sie mich stets freundlich grüßte. Solange ich denken konnte, hatte sich Mama alle Mühe gegeben, mich vor diesen berechnenden, jungen Biestern zu warnen. Sie hätten es immer nur auf das Eine abgesehen. Weitere Erklärungen blieb sie mir nach dieser Feststellung schuldig. Ihren Rat hatte ich in den letzten dreiunddreißig Jahren konsequent beherzigt. Grundsätzlich war ich damit bisher gut gefahren. Die Enttäuschungen, von denen meine Arbeitskollegen häufig am Mittagstisch berichteten, waren mir bis heute erspart

geblieben. Meinen Tagesablauf wollte ich nicht fremdbestimmen lassen. Mein Leben lief perfekt. Ja, wenn da nicht ...

Verena fiel einfach vom Himmel. Engelgleich war sie neben dem Möbelwagen aufgetaucht und hatte mich allein durch ihr Lächeln in eine andere Galaxie geschleudert. Nach dem Zusammenprall wurde meine gestotterte Entschuldigung von einer noch nie vorgekommenen Körperstarre begleitet. Ich hätte mich dafür ohrfeigen können, weil ich sie den Inhalt der heruntergefallenen Einkaufsstüte selbst aufheben ließ. War es das, wovon Kollegen in den Pausen immer wieder berichteten? Waren das alles Hormone, die sich plötzlich im Körper verteilten, wie eine ansteckende Krankheit ... ein gefährlicher Virus? Wenn ja, war es zumindest nicht unangenehm. Mama könnte sich ja auch dieses eine Mal getäuscht haben. Sie hatte schließlich auch immer behauptet, dass Frauen viel sparsamer seien als Männer. Die Behauptung stand nur solange, bis ich abends, nach einer feucht-fröhlichen Geselligkeit, die Tür zum Bad mit ihrem Schuhschrank verwechselte. Sie versuchte, die immense Anzahl an Pumps damit zu erklären, dass sie lediglich die Grundausstattung einer verheirateten Frau ihr Eigen nannte. Ich hatte nie gefragt, wie Papa das mit seinem Gehalt hat finanzieren können.

Beim Einzug half ich Verena, die schwere Bodenvase in die Wohnung zu tragen. Da geschah es zum ersten Mal. Als sie sich mit diesem besonderen Lächeln und dem flüchtigen Wangenkuss bei mir bedankte, rebellierte mein Bauch. Da war etwas durcheinander geraten, es flatterte eine Armee von ... ja, es mussten Schmetterlinge sein, da war ich mir sicher. Fortan tauchte Verena wieder und wieder vor meinem geistigen Auge auf. Sie schob sich immer öfter vor Mamas strenges Gesicht, was ich als absolut positiv einstuftete. Ich hätte dieses Wesen aus dem Gedächtnis zeichnen können.

Mein absoluter Hit ab diesem so bedeutenden Tag wurde *Living next Door to Alice*. Smokie vergötterte ich schon immer, jetzt bekam Chris Norman die Seligsprechung. Allein die Existenz dieser Frau stellte mein gewohntes Leben komplett auf den Kopf. Das Fell der Teddydame Bienchen hatte den Geruch meines neuen Rasierwassers nun ebenfalls ange-nommen, was sie jedoch mit stoischer Ruhe tolerierte. Schließlich ging es ja um das Wohl und das Glück ihres Papas. Das Chaos in der Zweieinhalb-Raum-Wohnung war überschaubarer geworden, sogar die Bettwäsche wurde jetzt schon rein prophylaktisch alle drei Wochen gewechselt. Es tauchten plötzlich Tätigkeiten auf der To Do-Liste der Hausarbeiten auf, die zuvor von mir sträflich vernachlässigt wurden. Die Umräumarbeiten bedeuteten allerdings für mich als Gewohnheitstier eine komplette Neuorientierung in der Wohnung. Vieles befand sich nicht mehr an dem angestammten Platz. Das Unterbewusstsein, sogar die motorischen Bewegungsabläufe, erfuhren ein komplettes Reset.

Für mich wäre mein folgendes Leben wohl anders verlaufen, wenn ich, wie gewohnt, die Gummimatte beim Duschen in die Wanne gelegt hätte. Als ich das Versäumnis bemerkte, war es bereits zu spät. Unheilig lieferte den aktuellen Ohrwurm *Geboren um zu leben*, der mich zu Bewegungen verleitete, die ausschließlich für trockenen, stumpfen Untergrund geeignet waren. Meine angeborene Motorik war mit diesen Tanz-einlagen völlig überfordert, die Wanne außerdem zu glatt. Das dumpfe Geräusch der aufschlagenden Stirn auf dem Wannenrand bildete den Abschluss einer ungewollten Pirouette, die mindestens die Traumnote neun auf der Wertungsskala erlangt hätte. Da es unter der Stadt Essen häufiger zu Stolleneinbrüchen kam, störte sich auch jetzt niemand im Haus an den Erschütterungen, die nach kurzer Zeit wieder verebten. Als ich nach wenigen Sekunden das Bewusstsein wiedererlangte, orientierte ich mich in dem beigegekachelten Badezimmer neu. Da ich den Ellenbogen während meiner kurzzeitigen, geistigen Abwesenheit auf den Auslauf gedrückt hielt, hatte sich das Wasser schon einige Zentimeter aufgestaut. Mit einem zufriedenen Gluckern nahm es nun den gewohnten Weg und ich wälzte mich über die Wannenkante auf die Badematte, die meinen Aufprall wohlwollend abfederte. Die starke Blutung versuchte ich, mit einem Handtuch zu stoppen. Allein die Vorstellung, bereits hektoliterweise dieses wichtigen Lebenssaftes verloren zu haben, brachte mich an den Rand einer erneuten Ohnmacht. Der verspätete Schrei zerriss zwar die Stille des Bades, befreite mich aber auch von der eingetretenen Angststarre.

Vor dem Spiegel betrachtete ich den ange-richteten Schaden genauer. Gut, ich konnte mein

lockiges Deckhaar in die Stirn ziehen, damit die Wunde verstecken ... aber das war auf Dauer auch keine Lösung. Meine braunen Augen wirkten heute nicht so klar und selbstsicher, wie ich es gewohnt war. Ich gewann sogar den Eindruck, dass ich durch die abnormale Schonhaltung geschrumpft wirkte. Mama war immer so stolz darauf, wenn sie meine einhundertneunzig Zentimeter Größe vor Bekannten als Wertemaßstab anführte. Sie meinte, dass große Männer viel erfolgreicher durchs Leben gingen, mehr Türen für sie offenstanden. Nun denn, sie mochte damit recht gehabt haben, denn das hiesige Finanz-amt, in dem ich tätig war, hatte wirklich ein imposantes Portal.

»Fuck, wie sieht das denn aus? So kann ich mich doch nirgendwo sehen lassen. Verdammt, verdammt.«

Ich mochte mich ja täuschen. Aber dieses Grinsen in Bienchens Gesicht war vorher weniger intensiv und nicht derart spöttisch. Zur Strafe drehte ich das Plüschtier mit dem Gesicht zur Wand und marschierte gespielt beleidigt zum Erste-Hilfe-Kasten. Nachdem ich die Varianten Nähen und Tackern ausgeklammert hatte, richtete sich mein Blick auf den Zwei-Komponenten-Kleber. Jedoch der beißende Geruch des Lösungsmittels ließ mich auch diese Methode als ungeeignet einstufen. Schlichtes Pflaster musste in diesem Fall genügen. Solange es sich bei Krankheiten nicht um die gefürchtete und todbringende Männer-grippe handelte, vermied ich konsequent den Besuch einer Arztpraxis. Das sollte sich in diesem speziellen Fall rächen.

Obwohl ich mich vorsorglich mit drei Schmerz-tabletten in eine Zwischenwelt gedopt hatte, brummte der Schädel immer noch. Das Mountainbike wurde sorgfältig draußen angekettet, denn man konnte heute nicht vorsichtig genug sein. Das Pflaster, das der Fahrtwind unbemerkt gelöst hatte und jetzt unschuldig eingeklemmt am Schutzblech zappelte, bemerkte ich dabei nicht. Dass die Platzwunde wieder Blut nachsickern ließ und mir als Rinnsal über die Wange auf das Sakko tropfte, entging mir ebenfalls. Mit sicheren Schritten näherte ich mich dem Bankschalter und sah mich einer zierlichen Angestellten gegenüber, die fasziniert auf meine Verwundung starrte. Erst als ich damit begann, mit meinen Fingerspitzen auf die Theke zu trommeln, nahm die freundliche Dame, die sich mit ihrem Namensschild als Viola Schönborn zu erkennen gab, auch vom Rest ihres Kunden Notiz.

»Das muss doch sehr schmerzhaft sein, Sie hätten das verbinden lassen sollen. Mein Gott, ist das geschwollen, und das viele Blut. Ist das gerade erst passiert? Sie sollten damit besser zum ...«

Mir fehlte jegliches Verständnis dafür, dass ein bloßes Kopfpflaster dermaßen viel Aufmerksamkeit und Entsetzen hervorrufen konnte. Ich fuhr mir über die Wange und sprang erschrocken zurück, als ich plötzlich das viele Blut auf dem Handrücken bemerkte, das ich nun durch das Wischen über das gesamte Gesicht verteilt hatte. Frau Schönborn nahm sich zu meinem Entsetzen eine unplanmäßige Auszeit, indem sie die Pupillen nach oben verdrehte und im Zeitlupentempo hinter der Theke verschwand. Mein Helfersyndrom ließ mich über den Tresen in den inneren Bankbereich springen. In dem Augenblick, als ich die Wange der verkrümmt daliegenden Dame tätschelte, bannte mich der panische Aufschrei einer ihrer Kolleginnen. Der Ruf durchschnitt die gewohnt verhaltene Stille des gesamten Raumes und sorgte für unterschiedlichste Reaktionen.

»Ein Überfall, Hilfe, ein Überfall. Er hat sie umgebracht, ruft die Polizei! Das viele Blut, oh Gott. Er hat bestimmt eine Bombe. Wo bleibt die Polizei?«

Im Kundenbereich hatte sich eine Menschen-traube gebildet, die einen respektvollen Abstand zum Tatort einhielt. Erste Hände reckten sich zum Schalterhimmel, Augenpaare weiteten sich vor Entsetzen, um sich dann furchtsam wieder zu schließen. Die Totenstille wurde nur von einzelnen, still gemurmelten Gebeten unterbrochen. Nerven-zehrende Ruhe beherrschte das grausame Szenario. Jedem der anwesenden Opfer wurde wohl in Sekundenschnelle bewusst, dass es genau sie getroffen hatte, obwohl es doch tausende andere Bankfilialen im Lande gab. Nein, das Schicksal hatte sie dazu bestimmt, von der Bombe eines Wahn-sinnigen zerfetzt zu werden. Die Entschlossenheit in meinem blutüberströmten Gesicht zeigte ihnen, dass ich nicht beabsichtigte, mich von meinem schreck-lichen Vorhaben abhalten zu lassen. Ihrer aller Leben hing an einem seidenen Faden, den ich in Händen hielt. Köpfe reckten sich, um zu verfolgen, wie ich mein lebloses Opfer sogar ins Gesicht schlug und

schüttelte.

Langsam erhob ich mich und fuhr mit meinen blutverschmierten Händen durch die Haare. Jede meiner Bewegungen wurde mit angstgeweiteten Augen von denjenigen verfolgt, deren Neugierde dennoch die Oberhand gewonnen hatte. Kunden, die sich in einer Ecke zusammengedrückt hatten, starrten angsterfüllt herüber und versuchten, den Nachbarn als Schutzschild zu nutzen. Der jungen Frau, die schreiend zur Tür lief, folgte sofort ein ganzer Pulk unter lautem Rufen und Drängeln. Sie fielen übereinander und blockierten so die Drehtür. Das Chaos nahm erst ein Ende, als bei Einzelnen wieder etwas wie Vernunft einsetzte, und sie damit begannen, den Rückzug anzutreten. Sie versammelten sich wieder in der Ecke. Lediglich die junge Frau, die den Anfang gemacht hatte, drückte sich ein Tuch auf eine Platzwunde und schleppte sich stöhnend durch die Drehtür. Als sie die ersehnte Freiheit erreicht hatte, richtete sich die Aufmerksamkeit wieder auf mich, den blutüberströmten dastehenden Bankräuber.

»Die Frau hier ... diese Frau ist ohnmächtig ... ein Arzt, wir brauchen einen Arzt. Kann jetzt mal endlich Hilfe geholt werden?«

Ich blickte fassungslos durch die Schalterhalle. Niemand rührte sich, die Hände zeigten weiterhin zur Decke. Allein die Angst verlieh ihnen ungeahnte Ausdauer.

»Verdammt, holt doch Hilfe. Die Frau kann nicht so liegen bleiben. Warum gafft Ihr alle so?«

Auch mit meinem zweiten Appell hatte ich kein Glück. Die Bankangestellten waren von einer mysteriösen Starre erfasst worden, die in ein erlösendes Stöhnen überging, als draußen schwach ein Martinshorn die langersehnte Polizei ankündigte.

»Na endlich«, entfuhr es mir, bevor ich mich wieder um Frau Schönborn bemühte.

»Hier spricht die Polizei. Das Gebäude ist umstellt, eine Flucht unmöglich. Sie haben keine Chance. Werfen Sie die Waffen weg und kommen Sie mit erhobenen Händen heraus!«

Ich blickte kurz über den Tresenrand.

»Wo bleibt der Sani, verdammt? Holen Sie den Arzt rein. Die Frau muss versorgt werden.«

Ratlose Blicke wanderten durch die Schar der verängstigt dastehenden Menschen. Niemand wagte, auch nur einen Schritt zu tun.

»Welche Forderungen haben Sie? Lassen Sie die Geiseln frei und ich verspreche, dass Sie einen fairen Prozess erhalten werden. Doch zuerst die Geiseln ... einzeln.«

Das Megafon war meilenweit zu hören. Aus der Gruppe der Angestellten löste sich eine Frau, die mir mit vorgestreckten Armen und ängstlich geweiteten Augen entgegenstolperte. Ihr stark gewölbter Bauch ließ nur eine Vermutung zu. Bittend, mit Todesangst in den Augen, faltete sie die Hände und fiel vor mir auf die Knie.

»Bitte, zeigen Sie doch Erbarmen, ich bin alleinerziehend und habe drei kleine Kinder, die zuhause warten. Lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie. Der Herr wird es vergelten.«

Diese pure Verzweiflung in den Augen der Frau war beängstigend.

»Warum sollte ich etwas dagegen haben, dass Sie Ihre Kinder aufsuchen? Hauen Sie doch einfach ab. Aber halt ... wenn Sie draußen sind, versuchen Sie, einen Arzt zu erwischen. Er soll sofort reinkommen.«

Ungläubig sah sie sich in der Filiale um und schlich langsam, rückwärts gehend, zum Ausgang. Wie unter einem Nackenschlag fuhr sie zusammen, als sie von meiner freundlichen Bitte eingeholt wurde.

»Verdammt, beeilen Sie sich doch, Sie Blindschleiche! Der Frau geht es nicht gut.«

Mit wenigen Schritten stürzte sie nun zur Tür und fiel den wartenden, schwer bewaffneten Polizisten mit einem befreienden Schrei in die Arme. Von beiden Seiten wurde sie ergriffen und eilig, in geduckter Haltung, fortgeführt. Ein Beamter meldete in sein Telefon.

»Der Täter hat eine schwangere Geisel frei-gelassen. Wir warten weiter am Eingang.«

Die Ohrfeige der *schwangeren Geisel* musste er in voller Härte einstecken.

»Sie unverschämter Kerl. Das wird noch ein Nachspiel bei Ihrer vorgesetzten Stelle haben. Es

kann nicht jeder aussehen wie *Twiggy*. Heben Sie Ihre billigen Machosprüche für den Stammtisch heute Abend auf.«